

Felicitas von Aretin

# Die Enkel des 20. Juli 1944

Dittrich

© Dittrich Verlag ist ein Imprint  
der Velbrück GmbH, Weilerswist-Metternich 2021  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-947373-64-2

Covergestaltung: Helmi Schwarz-Seibt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-  
sche Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

# Inhalt

Vorwort . . . . .	7
Die Not der Erinnerung > Von Landesverrätern zu unbequemen Helden . . . . .	8
Die Vielfalt des Diskurses > Vom Hilfswerk zur Forschungsgemeinschaft . . . . .	84
Das Pathos des Redens > Von der familiären Gedenkfeier zum politischen Staatsakt . . . . .	144
Die Spirale des Schweigens > Vom Umgang der Generationen mit einem schwierigen Tag . . . . .	186
Der wieder entdeckte Großvater > Beatrix Heintze und der Industrielle Walter Cramer . . . . .	224
Der Verlust der Mitte > Constanze Kuntze und der Gewerkschaftler Hermann Maaß . . . . .	243
Europäische Visionen und ein afrikanischer Traum > Corrado Pirzio-Biroli und der Botschafter Ulrich v. Hassell . . . . .	256
Verteufelung und Sakralisierung > Maria-Theresia Rumpf-Bolz und Staatspräsident Eugen Bolz . . . . .	277

Eine Ohrfeige als Befreiungsschlag > David Heinemann und der Sozialdemokrat Julius Leber . . . . .	289
Gegen die Republik der Blockwart-Enkel > Jens Jessen und der Volkswirt Jens Peter Jessen . . . . .	308
Von der Wichtigkeit der Großmütter > Clemens Schaeffer und Oberstleutnant Carl-Ernst Rahtgens . . . . .	324
Zwischen Kiez und Forschungsgemeinschaft > Christian Lindemann und General Friedrich Lindemann . . . . .	334
Der 20. Juli – ein Randthema > Hermann Pünder und der CDU-Mitbegründer Hermann Pünder . . . . .	353
Wüste, Weite, Einsamkeit und der 20. Juli als Kraftquelle > Sascha Hendrikoff, Michael v. Hofacker und Oberstleutnant Cäsar v. Hofacker . . . . .	362
Dank . . . . .	383

## Vorwort

Das hier veröffentlichte Buch gibt den Stand seines Erscheinens aus dem Jahr 2004 wieder, damals jährte sich das Attentat auf Adolf Hitler zum 60. Mal.

Zehn Jahre zuvor, also 1994, hatte ich während eines Volontariats beim Berliner Tagesspiegel einen Artikel über den 20. Juli 1944 schreiben müssen. Ich erinnere mich an einen schwülen Sonntag, an dem ich eine Kolumne über meine Rolle als Enkelin zweier Widerstandskämpfer, Generaloberst Henning von Tresckow und des Journalisten Erwein von Aretin schreiben sollte. Meine Leichtigkeit verflüchtigte sich mit der ersten Zeile. Eine Schreibhemmung hatte mich über Tage im Griff. Danach schrieb ich verklausuliert über die schwierige Situation, Enkelin eines Familienhelden zu sein, der damals bei einigen jungen Historikern für angebliche Untaten in der Sowjetunion scharf in die Kritik geraten war. Schließlich gab ich den Artikel mit der Überschrift: »Der fremde Großvater« ab. Später machte ich mich auf die Suche nach »anderen« Enkelinnen und Enkel. Damals verfügte die Stiftung 20. Juli 1944 noch über keine Adressdatei, weshalb ich die Adressen der Enkelgeneration aus dem militärischen bis hin zum sozialdemokratischen Widerstand nach dem Schneeballsystem fand. Die Gespräche mit »anderen« Enkeln waren sehr berührend und zeigten mir, dass es in allen Familien eine geheime Spur des Schweigens gab, der ich auf die Spur kommen wollte. Manches erinnerte mich an die psychologische Lektüre von Nachkommen von Opfern und Nachkommen von Tätern. Auch, war ich mir beim Schreiben meiner Doppelrolle als Enkelin und Historikerin bewusst.

Ich danke Andreas von Stedman für die Wiederauflage des Buchs.

## **Die Not der Erinnerung › Von Landesverrätern zu unbequemen Helden<sup>1</sup>**

Am 20. Juli 1944 schlug der Bombenanschlag auf Adolf Hitler im Hauptquartier »Wolfsschanze« in Rastenburg fehl. Schon in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli ließ Generaloberst Friedrich Fromm den Attentäter Claus Schenk Graf v. Stauffenberg, sowie seine Mitverschwörer Werner von Haeften, Friedrich Olbricht und Albrecht Ritter Mertz v. Quirnheim im Hof des Bendlerblocks in Berlin standrechtlich erschießen. Den Berufsoffizier Ludwig Beck, entscheidend im militärisch-bürgerlichen Widerstand, forderte Fromm zum Selbstmord auf und ließ ihm nach zwei missglückten Versuchen von einem Feldwebel den »Gnadenschuss« geben. Zahlreiche andere Mitverschwörer wurden verhaftet; einige entzogen sich den drohenden Folterungen und der Haft durch Selbstmord. In einer nächtlichen Rundfunkansprache wandte sich Hitler an das Volk und verkündete: »Eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer, dummer Offiziere hat ein Komplott geschmiedet, um mich zu beseitigen und zugleich mit mir den Stab praktisch der deutschen Wehrmachtsführung auszurotten.«<sup>2</sup>

Bereits am 21. Juli bildete der Diktator im Amt IV des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) die so genannte »Sonderkommission 20. Juli«, deren Chef Reichskriminaldirektor und SS-Gruppenführer Heinrich Müller wurde.<sup>3</sup> Die Sonderkommission arbeitete in elf Fachabteilungen und wuchs bald auf 400 Mann an.<sup>4</sup> Gleichzeitig arbeiteten alle Stellen der Polizei der Sonderkommission zu. Unter Einsatz aller Mittel suchte die Sonderkommission nach weiteren Verdächtigen, wobei sich der Kreis immer weiter ausdehnte, auf Diplomaten, Gewerkschaftler, Sozialdemokraten, Männer der Kirche, bürgerliche Intellektuelle und Wirtschaftsführer.<sup>5</sup>

Am 30. Juli 1944 fand im »Führerhauptquartier Wolfsschanze« eine Besprechung zwischen Reichsführer-SS Heinrich Himmler und dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, vor Hitler statt, in der das weitere Vorgehen gegen die Männer des 20. Juli und ihrer Angehörigen beschlossen wurde. Danach galt die besondere Rache Hitlers den Familien Stauffenberg und den Nachkommen des seit 1943 in sowjetischer Gefangenschaft lebenden Generals Walter v. Seydlitz-Kurzbach. Der General war bereits im Frühjahr 1944 in Abwesenheit vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt worden. Außerdem ließ Hitler Anfang August einen so genannten »Ehrenhof«<sup>6</sup> einrichten, ein neues militärisches Gremium aus Feldmarschällen und Generalen des Heeres unter Wilhelm Keitel. Diese hatten zu prüfen, wer an dem Attentat beteiligt war und wer deshalb aus dem Heer ausgeschlossen oder entlassen werden sollte. Bis Mitte September stieß der »Ehrenhof« 55 Offiziere aus der Wehrmacht aus, weitere 29 wurden auf Vorschlag des »Ehrenhofs« entlassen. Mit der Ausstoßung aus der Wehrmacht änderte sich der gerichtliche Zuständigkeitsbereich. Zuständig war für alle politischen Strafsachen, auch für Soldaten, der Volksgerichtshof, der zuvor Fälle von Landes- und Hochverrat behandelt hatte. In mehr als 50 Prozessen wurden schließlich etwa 200 Männer und Frauen angeklagt.<sup>7</sup> An den Vorgaben bei der rachsüchtigen Verfolgung seiner Gegner ließ es Hitler an Deutlichkeit nicht fehlen: »Diesmal werde ich kurzen Prozess machen. Diese Verbrecher (...) sollen nicht die ehrliche Kugel bekommen, sie sollen hängen wie gemeine Verräter! Ein Ehrengericht soll sie aus der Wehrmacht ausstoßen, dann kann ihnen als Zivilisten der Prozess gemacht werden (...) und innerhalb von zwei Stunden nach der Verkündung des Urteils muss es vollstreckt werden. Die müssen sofort hängen ohne jedes Erbarmen.«<sup>8</sup> In Folge des 20. Juli wurden rund 600 bis 700 Personen<sup>9</sup> – darunter auch die Sippenhäftlinge – verhaftet.

Am 7. und 8. August fand der erste große Prozess gegen Generalfeldmarschall Erwin v. Witzleben, Oberleutnant Peter Graf Yorck von Wartenburg, Generaloberst Erich Hoepner, Generalleutnant Paul v. Hase, Generalmajor Helmuth Stieff, Hauptmann Friedrich Karl Klausing, Oberstleutnant Robert Bernardis und Oberleutnant Albrecht v. Hagen statt, der das Todesurteil für alle Angeklagten zur Folge hatte. Den Vorsitz führte bis zu seinem Tode am 3. Februar 1945 meist Präsident Roland Freisler, der für seine menschenverachtende Brutalität und seine Hass Tiraden bekannt war. In der Regel ließ Freisler in keinem der darauf folgenden Prozesse die Angeklagten länger zu Wort kommen; dennoch gelang es einigen Verschwörern, das Gebrüll des Volksgerichtspräsidenten für Sekunden zu unterbrechen. Legationsrat Hans-Bernd v. Haeften nannte Hitler beispielsweise »einen großen Vollstrecker des Bösen«, <sup>10</sup> Hauptmann d. R. Ulrich Wilhelm Graf Schwerin erwähnte als Motiv für seinen Widerstand die »vielen Morde«. <sup>11</sup> Während über den ersten Prozess noch ausführlich in der gelenkten Presse berichtet wurde, wurde in den kommenden über 50 Prozessen – die mit mehr als 110 Todesurteilen endeten – weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit verhandelt. Hitler hatte zunächst verlangt, dass sowohl die Prozesse als auch die Hinrichtung in Plötzensee zu filmen seien. Tatsächlich endeten die letzten Aufnahmen mit dem Prozess gegen Rittmeister Friedrich Scholz-Babisch am 10. Oktober 1944. Da die Kameramänner sich weigerten, die sich lange hinziehenden Exekutionen zu filmen, sind nur die Hinrichtungen vom 7. August 1944 filmisch festgehalten. Der Film gilt allerdings seit Jahrzehnten als verschollen. <sup>12</sup> Der letzte Prozess vor dem Volksgerichtshof gegen die Männer des 20. Juli fand am 19. April 1945 statt. Die meisten Männer wurden mit Ausnahmen, wie Carl Goerdeler und Finanzminister Johannes Popitz, wenige Stunden nach dem verhängten Todesurteil in der Hinrichtungsstätte Plötzensee gehängt oder enthauptet. Die

Witwen durften nicht Schwarz tragen, mussten die Rechnungen für die Hinrichtung bezahlen. Außerdem waren Todesanzeigen mit entsprechenden Hinweisen verboten.

Entscheidende Hinweise auf weitere Kontakte der Verschwörer hatte die Sonderkommission erhalten, als es am 10. August 1944 gelang, den ehemaligen Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler<sup>13</sup> gefangen zu nehmen. Goerdeler hatte sich auf abenteuerliche Weise drei Wochen versteckt gehalten und wurde von einer Luftwaffenhelferin erkannt und denunziert. Einen weiteren »Erfolg« konnte das Reichssicherheitshauptamt Ende September 1944 verzeichnen, als den Ermittlungsbeamten in einem Panzerschrank in Zossen Aufzeichnungen von Oberregierungsrat Hans v. Dohnanyi über frühere Widerstandspläne aus dem Kreise des militärisch-bürgerlichen Widerstands um Generaloberst Ludwig Beck, Generalmajor Hans Oster und Generaloberst Franz Halder in die Hände fielen. Anfang April 1945 entdeckte die Sonderkommission schließlich die legendären Tagebuchaufzeichnungen des Admirals Wilhelm Canaris,<sup>14</sup> der bis 1944 das Amt Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht (OKW) leitete. Angesichts des nahenden Zusammenbruchs entwickelten die Nationalsozialisten eine große Hektik, um die noch lebenden Regimegegner nicht den Alliierten in die Hände fallen zu lassen. Abwehrchef Canaris, sein Mitarbeiter Oster und der Theologe Dietrich Bonhoeffer wurden im Februar 1945 in das Konzentrationslager Flossenbürg gebracht und dort nach dem Urteil eines SS-Standgerichts am 9. April 1945 gemeinsam mit anderen Haftungen gehängt. Zwischen dem 22. und 24. April ermordete die SS 18 Häftlinge auf einem Ruinengrundstück in der Nähe der Berliner Lehrter Straße, unter ihnen den Syndikus Klaus Bonhoeffer, Ministerialrat Rüdiger Schleicher und Professor Albrecht Haushofer.

Viele Frauen der Regimegegner hatten von dem Misslingen des Attentats erst aus dem Radio gehört und mussten ihre Angst

und Sorge um ihre Männer im Sommer 1944 vor den Kindern, der Familie, Freunden und dem Personal geheim halten. Im Vergleich zu Frauen im kommunistischen Widerstand waren die Frauen des 20. Juli nur in wenigen Fällen politisch aktiv.<sup>15</sup> Alle teilten mit ihren Männern jedoch die Verachtung für den Nationalsozialismus, der gegen jede Form von christlichen und ethischen Normen verstieß. So schrieb beispielsweise Clarita v. Trott zu Solz, rückblickend über ihre Ehe mit Adam v. Trott: »Aber die nie versiegende Freude aneinander wurde aus vielen Quellen gespeist. So gab es vor allem einen gemeinsamen Fundus ähnlicher Überzeugungen, Vorstellungen und Motivationen, die unsere Familien vermittelt hatten. Auch ich war überzeugt, dass das Leben in den Dienst überindividueller Verpflichtungen zu stellen sei.«<sup>16</sup>

Die Mehrzahl der Regimegegner führten ungewöhnlich glückliche Ehen. »Ja, ich kann sagen, meine Mutter wird wohl der wichtigste Mensch für meinen Vater gewesen sein. Ich habe als Kind immer das ganze Glück der Ehe meiner Eltern von vorneherein gespürt, aber in dieser politischen Situation glaube ich, war die Bindung meines Vaters an meine Mutter ganz entscheidend.«<sup>17</sup> Das Wissen, von den Ehefrauen unterstützt zu werden, dürfte es für die meisten Verschwörer erst möglich gemacht haben, sich trotz der Konsequenzen für die Familien für den Widerstand zu entscheiden. In die konkreten Attentatspläne hatten viele Verschwörer ihre Frauen nicht eingeweiht, um sie und ihre (zahlreichen) Kinder im Falle eines Scheiterns des Attentats zu schützen. Einige Frauen wussten überhaupt nicht, dass ihr Mann in Staatsstreichpläne verwickelt war. Relativ gut informiert waren die Frauen des Kreisauer Kreises, wie Freya Gräfin v. Moltke, Annedore Leber, Rosemarie Reichwein oder Marion Gräfin Yorck. Auch meine Großmutter Erika,<sup>18</sup> die Frau Henning v. Tresckows, beriet ihren Mann politisch und war zudem mit ihrer besten Freundin Margarete v. Oven in das Ge-

schehen eingebunden. Die spätere Gräfin Hardenberg hatte die Umsturzpläne geschrieben, da sie seit 1943 in Berlin als Sekretärin für die Heeresgruppe Mitte arbeitete. In der Regel wurde in den Familien der Regimegegner über Politik sehr wenig gesprochen; die Eltern waren vielmehr bemüht, den Kindern eine unbeschwerter Kindheit zu ermöglichen. »Mein Vater war ein guter Kamerad und hat viel mit uns gespielt«, erinnert sich Uta v. Aretin in dem Film *Die Kinder des 20. Juli*.<sup>19</sup> Eine andere Situation bestand bei der Familie Goerdeler, die mit ihren bereits größeren Kindern offen über Politik – wenngleich natürlich nicht über Attentatspläne sprachen.

Nach der Verhaftung ihrer Männer begannen für die betroffenen Ehefrauen Tage flirrender Nervosität und Angst, da die Sonderkommission die Angehörigen nicht über den Verbleib ihrer Nächsten unterrichtete. Besonders schwer wog, dass die Frauen mit kaum jemandem sprechen konnten, auf sich gestellt waren und bisweilen nicht wussten, ob ihre Männer an dem Staatsstreich beteiligt waren. Einige Frauen wie Clarita v. Trott oder Charlotte Gräfin v. der Schulenburg reisten nach Berlin in der Hoffnung, dort mehr über das Schicksal ihrer verschwundenen Männer zu erfahren, sie noch einmal zu sehen oder zumindest bei ihrem Prozess dabei zu sein. So beschrieb beispielsweise Marion Yorck v. Wartenburg in dem Film *Die Frauen des 20. Juli*, wie sie es schaffte, am Tag des Prozesses gegen ihren Mann, Peter Graf Yorck v. Wartenburg, in das Gerichtsgebäude zu gelangen: »Und ich ging zu einem Wachtmeister und fragte, ob ich wohl als Zuhörer in den Saal dürfte. Und er sagte: ›Nein, da kommen nur geladene Menschen rein, ich kann keinen anderen rein lassen. Aber Sie können in unserer Wachtmeisterstube sitzen.‹ Ich habe den Prozess selbst natürlich nicht dort verfolgt, sondern habe nur die gellende Stimme von Freisler gehört. Die allerdings ausgiebig. Ein wahres Gebrüll, und wenn er böse war, schrie er. Hörte ich ihn so ohne Zusammenhang, tobte er los.«<sup>20</sup>

Die Zeit des langen Wartens, um etwas über ihren Mann Eugen zu erfahren, schilderte Brigitte Gerstenmaier: »Die meiste Zeit verbrachte man freilich damit, zu hoffen, auch wenn man völlig ins Leere hinein hoffte. Ich weiß noch, wie ich mich einmal an den Küchenschrank lehnte und dachte: Also gut, man muss das eben hinnehmen; aber am nächsten Tag versuchte man schon wieder irgendetwas und hoffte, gegen alle Vernunft. Als ich nach langen Wochen des Harrens meinem Mann zum ersten Mal Essen bringen durfte – er saß im Gefängnis Lehrter Straße –, nahm ich belegte Brötchen mit und steckte unter die Wurst ein Stück Seidenpapier, das ich mit winzigen Buchstaben eng beschrieben hatte. Ich packte es so in Cellophan ein, dass man sehen konnte, wie das Brötchen aussah. Ich habe furchtbar viel gebetet, dass der lange Knuth – das war der Leiter – das Brötchen nicht durchschnitt.«<sup>21</sup> Wie Brigitte Gerstenmaier handelten viele Angehörige, aber auch Freunde und Bekannte, die Akten verschwinden ließen, Kassiber ins Gefängnis schmuggelten oder verschlüsselte Nachrichten darüber ins Gefängnis brachten, wer bereits hingerichtet worden sei. Andere Frauen, wie die Frau des Anwalts Josef Wirmer, erreichten, dass sie von ihrem Mann wenigstens im Konzentrationslager Ravensbrück Abschied nehmen konnten.

Die Rache der Nationalsozialisten erstreckte sich indessen nicht auf die Regimegegner. Ende August 1944 hatte die Gestapo in der so genannten »Aktion Gewitter«<sup>22</sup> mehrere Tausende ehemalige SPD-, KPD-, oder Zentrumspolitiker und Politiker der Bayerischen Volkspartei festgenommen, die in der Regel nach zwei bis vier Wochen freigelassen wurden, wenn sich kein Zusammenhang zum 20. Juli feststellen ließ. Insgesamt erwies sich die »Aktion Gewitter« in den Augen der Nationalsozialisten als Fehlschlag, zumal die Verhaftungswelle in der Bevölkerung Unruhe und Unverständnis hervorrief. »Die Neubildung jeder demokratischen Struktur im Nachkriegsdeutschland sollte mit

der ›Aktion Gewitter‹ und den Morden an prominenten Regimegegnern noch kurz vor Kriegsende verhindert werden«,<sup>23</sup> resümieren Ulrike Hett und Johannes Tuchel.

Außerdem richtete sich der Hass der Nationalsozialisten gegen die Angehörigen der Regimegegner. Nach den Anweisungen Himmlers wurden im Juli/August 1944 140 der insgesamt mehr als 180 Sippenhäftlinge in Gewahrsam genommen.<sup>24</sup> Von der Sippenhaft waren die oft betagten Eltern der Attentäter ebenso betroffen wie Schwäger, Tanten, Onkel und Geschwister. Vor allem aber richtete sich der Hass der Nationalsozialisten gegen die Kernfamilien der Verschwörer und damit gegen die Ehefrauen, Kinder und selbst gegen Enkel. »Sie brauchen bloß die germanischen Sagas nachzulesen. Wenn sie eine Familie in die Acht taten und für vogelfrei erklärten oder wenn eine Blutrache in einer Familie war, dann war man maßlos konsequent. Wenn die Familie vogelfrei erklärt wird und in Acht und Bann getan wird, sagten sie: Dieser Mann hat Verrat geübt, das Blut ist schlecht, da ist Verräterblut drin, das wird ausgerottet. Und bei der Blutrache wurde ausgerottet bis zum letzten Glied in der ganzen Sippe. Die Familie Graf Stauffenberg wird ausgelöscht werden bis ins letzte Glied«,<sup>25</sup> hatte SS-Reichsführer Heinrich Himmler auf einer Gauleitertagung am 3. August 1944 in Posen erklärt. Der Chef der Deutschen Arbeitsfront, Robert Ley, richtete seinen Hass vor allem gegen den Adel: »Degeneriert bis in die Knochen, blaublütig bis zur Idiotie, bestechlich bis zur Widerwärtigkeit und feige wie alle gemeinen Kreaturen, das ist die Adelsclique, die der Jude gegen den Nationalsozialismus vorschickt ... Es genügt nicht, die Täter allein zu fassen und unbarmherzig zur Rechenschaft zu ziehen, man muss auch die ganze Brut ausrotten.«<sup>26</sup>

Zwar machten die Nationalsozialisten diese Drohung nicht wahr; dennoch wurden im Laufe des Juli und August 1944 zahlreiche Ehefrauen von ihren Kindern getrennt und in verschie-

denen Gefängnissen inhaftiert oder zunehmend häufiger in Frauenkonzentrationslager gebracht. Die Inhaftierten erhielten keinen Haftbefehl. Die Gestapo nahm vielmehr die Frauen der Regimegegner fest, verhörte sie stundenlang, um sie anschließend in Einzelhaft im Gefängnis zu nehmen. Manche erfuhren erst dort, ob und wann ihr Mann hingerichtet worden war. So beschreibt beispielsweise die Tochter Goerdelers, Marianne Meyer-Krahmer, wie sie gemeinsam mit ihrer Mutter im Gefängnis vom Tod des Vaters erfuhr: »Und eines Morgens wurde von der Wärterin die Tür geöffnet und mir wurde eine Zeitung hineingeworfen und dick unterstrichen: ›Todesurteil: Goerdeler wird gehenkt«. Meine Mutter war mit mir damals in der Zelle zusammen, und wir waren so erstarrt vor Schreck, dass ich wie wild an die Gefängnistür schlug und klingelte, was man eigentlich nicht machen durfte.«<sup>27</sup> Zu dem Schock über den Tod und die Angst um das eigene Leben kam vielfach die Sorge, was mit ihren verschleppten Kindern geschehen sei. So schildert Elisabeth Freytag v. Loringhoven, wie sie Mika Gräfin Schenk v. Stauffenberg im Moabiter Gefängnis im Bad traf und diese sie fragte: »Glaubst du auch, dass man die Kinder zu medizinischen Zwecken gebrauchen wird?«<sup>28</sup>

Dennoch bot das Gefängnis, der Kontakt mit anderen Frauen in ähnlichen Situationen, so etwas wie einen geschützten Raum, in dem es Zeit gab, sich mit dem Geschehenen zu arrangieren, die oktroyierte Stille zur Einkehr und Besinnung zu nutzen. So beschrieb beispielsweise Margarete v. Oven, die Mitarbeiterin Henning v. Tresckows, ihre Eindrücke, als sie in das Gefängnis eingeliefert wurde: »Ich war glücklich, als ich im Gefängnis saß und die Tür hinter mir zu war. Da war die Spannung vorbei; nun ist es passiert, dachte ich, und wurde ruhig. Im Gefängnis sitzt man da und wartet, was kommen mag. Da kannst du nichts machen, musst nicht überlegen, ob du nun dieses oder jenes tust. Draußen bei jedem Schritt beobachtet und überall

bespitzelt zu werden, das war viel anstrengender, viel schlimmer, als in einer Zelle zu sitzen. Das ist so wie ein Stafettenlauf: Man hat seinen Stab abgegeben, nun trägt ihn ein anderer, und man selbst braucht sich nicht den Kopf zu zerbrechen.«<sup>29</sup> Das deutliche Gefühl, dass ihre Männer im Einklang mit sich gehandelt hatten, sowie ein großes Gottvertrauen verwandelte Verzweiflung, Depression und Angst in Gelassenheit. Eindrucksvoll schildert auch Marion Gräfin Yorck kurz nach ihrer Haftentlassung, wie sehr ihr die Zeit in der Zelle geholfen habe, um positiv mit dem alten Leben abzuschließen und ein neues, anderes beginnen zu können.<sup>30</sup>

Erst im November 1944 hatten die Nationalsozialisten ein neues Referat IV a 6c »Sippenhaft« eingerichtet. Über die »Sippenhaft« konnte Himmler oder der Chef der Gestapo Heinrich Müller entscheiden.<sup>31</sup> Unerwartet hatten die Nationalsozialisten zuvor die meisten Ehefrauen Ende September/Anfang Oktober aus der Haft entlassen, deren Männer häufig bereits hingerichtet worden waren. Andere Frauen blieben bis zum Kriegsende in Konzentrationslagern oder Gefängnissen. Mit der Regelung von November 1944 hatte Himmler bestimmt, dass besonders Nachkommen der Familien Hoepner, Lindemann und Wagner wegen ihrer »reaktionären Einstellung« mit Härte zu begegnen sei. So verurteilte der Volksgerichtshof in zwei abgetrennten Verfahren beispielsweise auch die beiden Söhne von General Fritz Lindemann am 14. November 1944 und am 22. Januar 1945 zu fünf beziehungsweise sieben Jahren Zuchthaus. Die besondere Rache Hitlers galt ferner der Familie des ehemaligen Panzergenerals Erich Hoepner, der als General des XX. Korps Hitlers Befehl in der Winterkrise um Moskau nicht befolgt und seine Truppen zurückgezogen hatte. Hitler hatte darauf den Panzergeneral im Januar 1942 aus der Armee verstoßen.<sup>32</sup> »Gegen meine Familie gingen die Nationalsozialisten mit einer ganz besonderen Grausamkeit vor«, erzählt der Enkel von Erich Hoepner, Harald

Patente, der als Zahnarzt in Berlin arbeitet. Seine Frau hat für die Familie ein Album zusammengestellt, das die tragische Familiengeschichte nach dem gescheiterten Putsch erzählt. Insgesamt verhafteten die Nationalsozialisten sieben Angehörige der Familie, darunter auch die Geschwister des Generals. Hoepners Ehefrau Irma war bis Ende April 1945 im KZ Ravensbrück interniert, wo sie nach Schilderungen ihres Enkels Patente furchtbar gequält wurde. Auch die Tochter von Erich Hoepner, Ingrid Potente, und ihr Ehemann Hilmar gerieten in Haft. Sogar die kaum zweijährige Tochter, die Enkelin von Erich Hoepner, Marietta Potente, wurde der Mutter fortgenommen und tagsüber im Heim, abends von einer Pflegefamilie versorgt. Auch andere Familien behandelten die Nationalsozialisten mit besonderer Härte wie beispielsweise die Angehörigen von Friedrich Olbricht. »Meine Großmutter und meine Mutter wurden wochenlang in den feuchten Räumen der berüchtigten Prinz-Albrecht-Straße festgehalten«, erzählt der Enkel Rudolf Georgi.<sup>33</sup> Als Spätfolgen dieser furchtbaren Behandlung litt seine Mutter bis zu ihrem frühen Tod unter schmerzhaftem Gelenkrheumatismus.

Besonders scharf verhörte die Gestapo auch die Frau Claus v. Stauffenbergs, Nina, die mit ihrem fünften Kind schwanger war. Nach fünfmonatiger Einzelhaft kam die Witwe Stauffenberg über das Konzentrationslager Ravensbrück im Januar 1945 in eine NS-Frauentätigenstation, wo sie unter dem Namen »Schank« eine Tochter namens Konstanze bekam. Auf Grund verschiedener Erkrankungen lag sie bis April 1945 in einem Potsdamer Krankenhaus, von wo sie nach Kriegsende nach Süddeutschland floh.<sup>34</sup> Von dort aus versuchte Nina Gräfin Stauffenberg neuere Nachricht von ihren anderen vier Kindern zu erhalten, da sie im Juni 1945 von ihrer inzwischen verstorbenen Schwägerin Melitta nur wusste, dass ihre drei Söhne und ihre Tochter nicht mehr im nationalsozialistischen Kinderheim in Bad Sachsa<sup>35</sup> waren.

Dorthin hatte die Gestapo im August 1944 insgesamt 46 Kinder gebracht, ohne dass ihre Familien den Aufenthaltsort kannten. »Ich komme im Auftrag von Berlin und soll die drei Kinder holen«,<sup>36</sup> hatte ein Gestapomann eine Tante der Kinder Hofackers aufgefordert, ihm die drei jüngeren Kinder Christa, Liselotte und Alfred mitzugeben, die älteren Geschwister waren schon gemeinsam mit der Mutter verhaftet worden. Eine NS-Schwester kümmerte sich seither um die jüngeren Geschwister. »Die Fahrt von München nach Bad Sachsa kam mir unendlich vor«, erinnert sich Alfred v. Hofacker.<sup>37</sup>

Kurz nach ihrer Rückkehr aus Bad Sachsa verfasste die damals 13-Jährige Christa v. Hofacker einen beeindruckenden Bericht, in dem sie ihren fast zehn Monate dauernden Aufenthalt im Südharz schilderte.<sup>38</sup> Interessant ist dieses Dokument vor allem auch deshalb, weil es die tiefe Verunsicherung, die Ängste und die Verzweiflung der Kinder schilderte, die nicht wussten, was aus ihren Eltern geworden war und von der Außenwelt abgeschnitten mit ihren Konflikten alleine gelassen wurden. Neben den drei Hofacker-Kindern brachte die Gestapo unter anderem auch Kinder der Familien v. Stauffenberg, v. Schwerin-Schwanefeld, v. Trott, die Söhne von Elisabeth Freytag v. Loringhoven und zwei Töchter Henning v. Tresckows nach Bad Sachsa. Dort gab es – abgelegen von dem Kurort – zehn in der Zeit um 1935 im Schweizer Stil errichtete Häuser. Die in einer waldigen Hügellandschaft gelegenen Gebäude gehörten der Stadt Bremen, die hier ein von der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt betriebenes Kinderheim unterhielt. Ende Juli 1944 hatten alle Kurkinder das Heim plötzlich verlassen müssen. Mehrere Gestapo-Beamte hatten die größtenteils aus Bremen stammenden Kindergärtnerinnen von der »Sonderbelegung« informiert und sie verpflichtet, mit niemandem über die Kinder zu sprechen.

Im Heim erhielten die verschüchterten Kinder im Alter von mehreren Monaten bis zu vierzehn Jahren neue Namen. Christa

v. Hofacker sollte künftig ebenso wie ihre kleine Schwester Liselotte, »Franke« heißen. Die beiden Tresckow-Töchter nannten die Nationalsozialisten »Wartenberg«, den sechs Söhnen und Töchtern von Claus und Berthold Schenk Graf v. Stauffenberg gaben die Nationalsozialisten den Namen »Meister«. »Nach einiger Zeit wurde uns eröffnet, dass wir nun andere Namen hätten – unserer war Meister –, aber ich selbst hatte nie Gelegenheit, diesen zu gebrauchen«,<sup>39</sup> erinnert sich der damals zehn Jahre alte Berthold Graf Schenk v. Stauffenberg. Gestapo-Beamte erklärten den Kindern, sie würden ihre Eltern nie mehr wiedersehen. Die Kindergärtnerinnen trennten die Namensschilder aus den Kleidern. »Mit kurzem Heil Hitler wurden wir im Büro begrüßt, dann kamen drei Kindergärtnerinnen und jede nahm einen von uns mit. Wir wurden getrennt«, schrieb Christa v. Hofacker über ihre Ankunft im Borntal. Im Haus 1 waren Jungen ab zehn Jahre, im Haus 2 Jungen von sechs bis neun, in zwei weiteren Häusern die Mädchen, in einem anderen die Kleinkinder untergebracht. Auch Fotos von Eltern und Verwandten und andere Erinnerungsstücke mussten die Kinder abgeben. Nichts sollte mehr an die ursprüngliche Identität der Kinder erinnern, die ihre Eltern schnellstmöglich vergessen sollten, um zu guten Nationalsozialisten erzogen zu werden. »Wir waren praktisch zu Unpersonen geworden«,<sup>40</sup> erinnert sich Uta v. Aretin. Doch der Plan der Nationalsozialisten ging nicht auf. »In der kommenden Nacht kam mein Bruder in unseren Schlafsaal und meinte, wir sollten uns nun alle unsere Namen sagen. Jeder nannte seinen Familiennamen – Hofacker, Hansen, Hagen – nur Berthold Stauffenberg wagte nicht, den seinen zu nennen: Er wusste, dass sein Vater die Bombe gelegt hatte, er hatte vor der Verhaftung der Familie alles erfahren und war verängstigt«,<sup>41</sup> erinnerte sich später der Journalist Christoph Graf v. Schwerin. Ähnliche Szenen spielten sich auch in dem Haus der größeren Mädchen ab. »Nachdem wir wussten, dass wir größtenteils miteinander ver-

wandt waren, ging es in Bad Sachsa besser, da tiefe Freundschaften entstanden«,<sup>42</sup> erzählt Alfred v. Hofacker. »Längst wussten Uta und ich, dass das Heim nur für Kinder vom 20. Juli freigelassen wurde«, ergänzte seine Schwester Christa v. Hofacker.

Wenige Monate nach der Internierung wurden die ersten Kinder im Oktober wieder entlassen und zu ihren ebenfalls aus der Gefangenschaft freigelassenen Müttern gebracht. Anfang Oktober zogen die »Übriggebliebenen« – wie Christa v. Hofacker sie bezeichnete – in ein Haus. Von den ursprünglich 46 Kindern lebten damals noch zwölf in einer ehemaligen Villa, die Geschwister Stauffenberg und Hofacker sowie die drei Mädchen Lore Bernardis, Renate Henke und Marie-Luise Lindemann. Im Januar 1945 wurden noch zwei kleine Jungen nach Bad Sachsa gebracht, die auf einem Flüchtlingstransport verloren gegangen waren. Tatsächlich handelte es sich um die zwei Enkel Rainer und Carl Goerdeler, damals vier und eindreivierteil Jahre alt. »An einem anderen Tag nahm ich mir den Rainer vor und fragte ihn, ob er denn nicht wisse, wie er hieße. Doch, sagte er, dös weiß i scho. I hoiß Rainer Goerdeler, Johannes, Christian«, erinnerte sich Christa v. Hofacker und ergänzte: »Nachdem ich mir dies einige Male wiederholen ließ, verstand ich endlich den Namen; gleichzeitig tauchte ein Bild aus einer Illustrierten vor mir auf: es war eine Wirtsstube, in der Fräulein Schwarz Goerdeler, der auf dem Sofa saß, an die SS-Leute verriet. Und da war mir klar: das mussten Goerdelers Enkelkinder sein!« In der Rückblende kann sich Rainer Goerdeler nicht mehr an die Zeit in Bad Sachsa erinnern. »An die Zeit von Juli 1944 bis Juli 1945 habe ich keinerlei aktive Erinnerung mehr, bis auf die Ankunft meiner Mutter in Bad Sachsa in der zweiten Julihälfte 1945«, erzählt Rainer Goerdeler und fügt hinzu, dass dies »ein guter Reaktionsmechanismus der Unterdrückung« sei.<sup>43</sup>

Ursprünglich hatten die Nationalsozialisten geplant, die Eltern umzubringen und die älteren Kinder in so genannte Na-

polas,<sup>44</sup> nationalpolitische Erziehungsanstalten, zu geben; die Kleineren sollten bei stramm nationalsozialistisch gesinnten Familien aufwachsen. Als die ersten Kinder wieder nach Hause durften, brach eine Kindergärtnerin gegenüber Christa v. Hofacker und Uta v. Tresckow ihr Schweigen und erzählte den beiden Mädchen von den eigentlichen Plänen der Nationalsozialisten. »Jetzt, nachdem Fräulein Köhne uns all' das Grauenhafte gesagt hatte, quälte mich so manche Nacht der Gedanke, ob wir wohl jemals nach Hause kommen würden. Ich konnte mit niemandem darüber reden«, schrieb Christa v. Hofacker.

Für die übrigen Kinder hielten die Erzieherinnen die Fassade aufrecht: Die Kinder spielten, gingen spazieren, rodelten und lasen die wenigen vorhandenen Bücher. »Die Verpflegung war wie in der damaligen Zeit üblich. Allerdings gab es keinerlei Kontakte zur Außenwelt, auch kein Radio, keine Zeitung, so dass ich etwa die Ardennenoffensive erst nach dem Krieg erfahren habe. Auch gab es keine Schule und natürlich keine Kirche«, erinnert sich Berthold Graf Stauffenberg an seinen Aufenthalt. Mitte November brach im Kinderheim eine Windpocken-Epidemie aus; fast jeden Tag gab es Fliegeralarm. Unter den Erzieherinnen herrschte Ratlosigkeit, was mit den verbleibenden Kindern geschehen solle, weshalb zu Weihnachten die strengen Regeln gelockert wurden. Am 24. Dezember bekamen die sechs Stauffenberg-Kinder überraschenden Besuch von ihrer Tante Melitta Gräfin Stauffenberg, der Frau des Historikers Alexander Schenk Graf v. Stauffenberg, die im Dritten Reich als erprobte Ingenieurin und Pilotin arbeitete. Am Abend veranstalteten die Kindergärtnerinnen gar eine Bescherung mit kleinen Geschenken. Christa v. Hofacker bekam einen Hund. Die trostlose Stimmung konnte dies indessen nicht vertreiben. »In der einen Ecke des Raumes stand ein Baum mit elektrischen Kerzen. Das wirkte so kalt und abstoßend, verwirrend waren die vielen Drähte, die über das Tännchen geleitet waren. Der Gesang und der

ganze Hauch des Heiligen Abends stimmten wehmütig. Alfred neben mir brach fassungslos in Tränen aus – ich konnte ihm nicht helfen« – so die Erinnerungen von Christa v. Hofacker.

Mit dem Frühling hofften die Kinder auf Rückkehr zu den Eltern. Christa v. Hofacker hatte im Januar sogar ein Päckchen mit Fotos ihrer Familie erhalten. Die Wehrmacht hatte das Kinderheim inzwischen beschlagnahmt. Alles Anzeichen für die Kinder, dass nun auch sie bald nach Hause dürften. Ostern erzählten die Erzieherinnen den Kindern, sie kämen in ein neues Heim, in dem sie ihre Familien wieder treffen würden. Tatsächlich handelte es sich bei dem Heim jedoch um das Konzentrationslager Buchenwald, wo die Kinder vermutlich getötet werden sollten. Osterdienstag brachte ein LKW die Kinder zum Bahnhof, als ein halbstündiger Bombenhagel ausbrach. »Es brummte wie toll, und plötzlich hub ein ohrenbetäubendes Krachen und Pfeifen an. Die Kleinen fingen an zu schreien. Zu einem Knäuel ineinander verschlungen, lagen wir 14 am Boden, die drei Erwachsenen, die uns begleiteten, schauten einander stumm an. Eine halbe Stunde dauerte der Bombenhagel. Den Zug noch erreichen zu wollen, war sinnlos. Außerdem berichteten vorübereilende Leute, dass der Bahnhofsbunker total zugeschüttet sei«,<sup>45</sup> schildert Christa v. Hofacker ihre Eindrücke. Zurück in Bad Sachsa gingen die Ungewissheit und das Warten weiter. »Während der Kämpfe um Bad Sachsa in den letzten Kriegstagen haben die Angestellten unter Infanterie-Beschuss und Tieffliegerangriffen die Verpflegung aus der Küche, die im Schussbereich lag, geholt, damit die Kinder genug zu essen hatten. Diese waren nämlich in einem geschützt liegenden Keller untergebracht. Nach Kriegsende haben wir die letzten Lebensmittel vor den freigelassenen, plündernden Polen verteidigt, sind mit den Kindern aufs Land zu Bauern gegangen und haben selbst Gemüse nach Hause geschleppt, damit die Kinder keine Not zu leiden brauchten«,<sup>46</sup> erinnerte sich Ende der fünfziger

Jahre eine ehemalige Kindergärtnerin, die von den Kindern als herzliche und nette Erzieherin beschrieben wurde. Weniger Mitleid mit den Kindern scheint hingegen die Heimleiterin gehabt zu haben, die von den meisten Kindern gefürchtet wurde.

Am 12. April 1945 rückten die Amerikaner in Bad Sachsa ein.<sup>47</sup> Sie ernannten den sozialdemokratischen Postbeamten Willy Müller zum Bürgermeister, den die Bad Sachsaer Nationalsozialisten mit besonderer Brutalität verfolgt und nach dem 20. Juli in das Konzentrationslager Buchenwald verbracht hatten. Der spätere Stadtdirektor von Bad Sachsa, der eine der Kindergärtnerinnen heiratete, hatte über einen Genossen erfahren, dass es sich bei den inhaftierten Kindern um Angehörige des 20. Juli handelte. Zu einer der ersten Amtshandlungen des Bürgermeisters gehörte es, sich im Kinderheim persönlich einen Eindruck von der Situation zu verschaffen. Der gestandene Sozialdemokrat ließ die Kinder zu sich rufen, stellte sich auf einen Stuhl oder Tisch und hielt nach den Erinnerungen von Alfred v. Hofacker eine flammende Rede, die mit dem Satz endete: »Jetzt dürft ihr eure richtigen Namen wieder tragen. Ihr braucht euch eurer Namen und Väter nicht zu schämen, denn eure Väter waren Helden.«<sup>48</sup> Am Tag der Kapitulation stellte Müller die Kinder unter seinen persönlichen Schutz und gab ihnen auch amtlich ihre alten Namen zurück. Mitte Juni konnten die Kinder nach Hause zurückkehren. Eine Tante der Familie Stauffenberg, die Rotkreuzoberin Gräfin Üxküll-Gyllenband, organisierte gemeinsam mit den amerikanischen und französischen Behörden die Heimkehr. Der französische Oberkommandant im Heimatort der Stauffenbergs, in Lautlingen, stellte ein Militärauto zur Verfügung, nachdem die entsprechenden Stellen der französischen und amerikanischen Militärregierung erklärt hatten, sie seien nicht für deutsche Kinder zuständig.<sup>49</sup>

Nach dem ursprünglichen Plan der Nationalsozialisten hatten die Kinder aus Bad Sachsa Ostern 1945 in das Konzentra-

tionslager Buchenwald gebracht werden sollen. Dort war eine Reihe anderer Sippenhäftlinge – nach einer Odyssee durch ganz Deutschland – für kurze Zeit im Lager, darunter viele Ehefrauen von Verschwörern mit ihren über fünfzehn Jahre alten Kindern. Unter den Sippenhäftlingen befanden sich zahlreiche Mitglieder der Familien Stauffenberg und Goerdeler. Neben vielen Vettern und Cousinen, die nur wegen des Namens Stauffenberg inhaftiert worden waren, hatten die Nationalsozialisten auch die Schwiegermutter Claus v. Stauffenbergs, Anni v. Lerchenfeld, und seinen Bruder Alexander v. Stauffenberg, der in Griechenland verhaftet worden war, in Haft genommen. Zu Himmlers »Ehrenhäftlingen« gehörten ferner die Tochter des Botschafters Ulrich v. Hassell, Fey Pirzio-Biroli, die in Italien von ihren kleinen Söhnen getrennt und ebenfalls nach Deutschland verschleppt wurde, sowie die Frau Cäsar von Hofackers, Ilselotte, mit ihren beiden älteren Kindern und die Frau Carl Goerdelers, Anneliese, mit ihren Töchtern Marianne und Benigna. In dem Film *Die Kinder des 20. Juli* bezeichnete der älteste Sohn von Cäsar v. Hofacker, Eberhard, diese Zeit als die schlimmste seines Lebens.<sup>50</sup>

Nach dem Krieg schilderte die in Italien verheiratete Fey Pirzio-Biroli ihre Irrfahrt durch verschiedene Konzentrationslager.<sup>51</sup> Im Oktober 1944 hatte Heinrich Himmler beschlossen, die »Sippenhäftlinge« an zentralen Haftorten zu sammeln. Die Gefangenen, die sich aus Angehörigen des 20. Juli und Verwandten von Mitgliedern des *Nationalkomitees Freies Deutschland* zusammensetzten, wurden in die Schierbach-Baude bei Bad Reinerz verlegt, andere in der benachbart gelegenen Hindenburg-Baude untergebracht. Von dort ging es für die Gefangenen der Hindenburg-Baude im November 1944 in das Konzentrationslager Stutthof, wo die Sippenhäftlinge erfuhren, dass Himmler sie nicht töten wollte, sondern sie als »prominente Geiseln« betrachtete. »Trotz mangelhafter Verpflegung, durch die wir täglich schwächer und anfälliger wurden, waren

erstaunlicherweise alle noch wohlauf (...).<sup>52</sup> Das änderte sich wenig später, als zunächst die Ruhr und später Typhus unter den Sonderhäftlingen ausbrach, viele Sippenhäftlinge mit dem Tode rangen und die Schwiegermutter Stauffenbergs schließlich verstarb. Vor der herannahenden Roten Armee verbrachte die SS die zum großen Teil kranken Gefangenen Mitte Januar 1945 in Gewaltmärschen bei eisiger Kälte in das Konzentrationslager Buchenwald. Dort trafen sie auf andere Sippenhäftlinge des 20. Juli, wie die Söhne Carl Goerdelers, Ulrich und Reinhard. Erneut wurde die immer größer werdende Gruppe von Sippenhäftlingen in einer isolierten Baracke untergebracht. Besonders quälte Fey Pirzio-Biroli die Sorge um ihre beiden kleinen Söhne, die die Gestapo offensichtlich nicht nach Bad Sachsa, sondern an einen unbekanntem dritten Ort gebracht hatte. »Ich meinte, in meiner Verzweiflung zu versinken. Wie sollten wir denn die Kinder je wiederfinden in diesem Chaos, das nach dem Zusammenbruch noch totaler werden würde?«,<sup>53</sup> fragt sich die 26-Jährige in ihrem Tagebuch. Da die Front immer näher rückte, transportierten die Nationalsozialisten die Sippenhäftlinge im April 1945 mit Bussen und Lastwagen Richtung Dachau und Voralpen. Inzwischen waren auch die Sippenhäftlinge aus der Schierach-Baude verlegt, so dass die Zahl von Himmlers »Ehrenhäftlingen« auf rund 200 Personen angeschwollen war. Der frühere Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht befand sich ebenso unter den Häftlingen wie Prinz Philipp von Hessen, der frühere französische Premierminister Leon Blum und Kurt v. Schuschnigg, der ehemalige österreichische Bundeskanzler. »Wir waren Gefangene aus 22 Nationen«, erinnert sich Isa Vermehren.<sup>54</sup>

Kurz vor Kriegsende entkamen die Sippenhäftlinge auf fast wundersame Weise ihrem von Himmler für den 29. April festgelegten Tod. Zwei mitgefangene Offiziere hatten im Bus ein Gespräch der beiden SS-Männer gelauscht, die für die Sip-

penhäftlinge verantwortlich waren. Danach wollte die SS am 29. April Bomben unter den Bussen anbringen und die Häftlinge in die Luft sprengen. Den beiden gefangenen Offizieren Bogislav v. Bonin und v. Flügge gelang es, dass die SS von der Wehrmacht entmachtet und die Sippenhäftlinge unter die Aufsicht eines Generals der Heeresgruppe Süd gestellt wurden, der den Sippenhäftlingen wohlgesonnen war. Eine größere Gruppe von 139 Menschen wurde über das Durchgangslager Reichenau bis nach Tirol gebracht. Nach der Befreiung durch die Amerikaner am 4. Mai 1945 brachten diese die Sippenhäftlinge nach Neapel und von dort nach Capri, wo sie sich von den Strapazen des einjährigen Zugs durch verschiedene Konzentrationslager erholen sollten. Doch die ehemaligen Sippenhäftlinge der Achsenmächte konnten den Aufenthalt nicht genießen, zumal sie das Hotel in Capri nicht verlassen durften und die Männer täglich von den Alliierten verhört wurden. »Uns begann die Sorge um unsere Familien sehr zu beschäftigen, von denen wir monatelang nichts gehört hatten«, erzählt die spätere Ordensschwester Isa Vermehren.<sup>55</sup>

## **Die Stunde Null › Die Angehörigen zwischen öffentlicher Verachtung und Anerkennung**

Als die deutschen Streitkräfte am 8. Mai 1945 kapitulierten, war die deutsche Niederlage total. Deutschlands Kampf um die Hegemonie in der Welt hatte über sechzig Millionen Menschen das Leben gekostet; allein auf sowjetischer Seite starben über zwanzig Millionen Menschen. Von den Toten waren rund sechs Millionen jüdischen Glaubens. Bei allen Differenzen der vier Alliierten in der Deutschlandpolitik bestand nach der Kapitulation 1945 Einigkeit, Deutschland komplett abzurüsten, das Volk einer strengen Entnazifizierung zu unterwerfen und